

Zu Beginn waren es kleine Steine, die Dora von unseren Streifzügen durch die Wälder mit nach Hause nahm, wenn wir Beeren oder Kräuter sammelten. Leicht nach vorne gebückt, mit den Augen am Boden umherstreifend, ging sie durch den Wald, löste den einen oder anderen Stein vorsichtig aus dem Erdboden, darauf bedacht, ihn nicht mit allzu großer Gewalt aus seiner Lage zu lösen. Behutsam streifte sie das Erdreich und die Krabbeltierchen ab, um den Stein dann fest in beide Hände zu nehmen und ihn abzutasten. Ich spüre seine Wärme, sagte sie zu mir, komm, fühl auch du.

In den ersten Frühsommertagen schlief Dora unruhig. Als hätte sie eine Vorfreude gepackt auf die zuerst länger, dann unendlich lang werdenden Tage. Ich wachte auf, wenn sie mit ihren Füßen nach den meinen tastete, ihre Beine um die meinen schlang und mit der Sohle die Unterschenkel entlangfuhr, langsam, im Halbschlaf versunken. Ich wandte mich dann zum Fenster hin um zu schauen, ob die Son-

ne bereits aufgegangen war. Wir verdunkelten das Schlafzimmer nicht, wie es die meisten hier taten. Und so hatten wir über die Jahrzehnte unseren Tagesrhythmus dem Lauf der Sonne angepasst.

Um halb fünf begannen die Möwen auf der Insel ihre Schreie auszustoßen, schrill und rau, ein paar wenige Laute zuerst, die dann zu einem Dickicht an Stimmen anwuchsen. Ein Stakkato von Schrei und Gegenschrei, undurchdringlich im Auf- und Abschwellen. Eine Beschwörung erschien es uns, jeden Tag, der aufgehenden und der untergehenden Sonne.

Anfangs verstand ich nicht, was Dora schon so früh am Morgen hinaus drängte. Kaum hatten wir unseren Tee getrunken und das Brot gegessen, trieb sie mich an, um ja bald zu jenem Ort zu gelangen, an dem die Felsen, stromlinienförmig und flach wie gestrandete Buckelwale, eine Bucht bildeten. Die Stämme der einzelnen Birken, die zwischen ihnen wuchsen, hoben sich gegen das Grau des Gesteins ab, leuchteten sanft rosafarben im Licht des Morgens; der Schilfgürtel bewegte sich sachte im leichten Wind. Es waren Momente der Ruhe, die Sonne hatte die gesamte Kraft ihres Lichts noch nicht entfaltet, alles harrte des Kommenden. Die langen Tage des Winters schienen vergessen, eine ferne Erinnerung, aufgehoben wie die Gletscherschrammen im Granit, die sich quer zur Druckrichtung ins Gesteinsgefüge eingegraben hatten.

Jeder Stein war anders, entlockte ihr Ausrufe der Verwunderung und Begeisterung wegen seiner Form, der Einmaligkeit seiner Färbung, seiner Grob- oder Feinkörnigkeit, der Regelmäßigkeit der runden oder ovalen Einsprengungen in einer anderen Farbe. Es waren vor allem Granite und Gneis hier, Gestein, das schon da war, als es uns lange noch nicht gab. Metamorphes Gestein. Die Steine, die wir aus den Wäldern mit nach Hause nahmen, wurden größer und schwerer, der Rucksack schließlich zu klein. Dora begann, sie hinter unserem Haus nebeneinander aufzureihen, ohne sie zu sortieren. Rötlicher Granit mit dunklen Einsprenglingen fand sich neben schattig getöntem, bräunlichem mit hellen regelmäßigen Farbeinschlüssen, hellgrauer Fels, weiß und grün gefleckt. Jeder schien perfekt in seiner Form, glatt und rund, doch wenn man ihn in die Hände nahm, spürte man die feinen Kerben, Ritzen und Einbuchtungen, die, schaute man den einzelnen Stein nur an, nicht wahrnehmbar waren.

Kantig und kerbig der Gneis, wie mit Steinhobel und Hacke bearbeitet; Platten, die sich, wenn man sie aufhob, erst in ihrer Dreidimensionalität erschlossen, gewetzt und geschliffen von Jahrtausenden, splittrig und brüchig im Inneren, nach außen hin jedoch glatt und makellos.

Auch gegen Abend drängte es Dora zu jener Bucht. Sie lag im Licht der Abendsonne getaucht, öffnete sich gegen Westen hin, und je nach Witterung und

Wolken schien es, als ob ein Feuerball am Himmel stünde. Das Licht brach sich in den Wolken, von golden bis dunkelrot, die Stämme der Bäume schienen in Flammen zu stehen. Das Wasser eine glatte Fläche, zwischen den Inseln ausgespannt. Der Stein atmete die Wärme des Tages aus.

Hier ist es gut, meinte sie nach ein paar Wochen, an denen sie die Windbewegungen in der Bucht beobachtet hatte. Hier werden sie ihren Platz haben.

Meine Mutter war auf ihre Art schön gewesen. Helle Haut, auch in späteren Jahren wenig Falten, blaue, klare Augen unter regelmäßigen Brauen. Hohe Wangenknochen, der Mund etwas schmal und verschlossen. Groß und ungebeugt. Einmal während einem meiner späteren Aufenthalte in meinem Herkunftsort, Maria Lichtmoos, besuchte ich eine Ausstellung; ein Künstler in meinem Alter zeigte unter dem Titel „Für meine Mutter“ Zeichnungen und Radierungen. Ich erkannte meine Mutter in dieser Mutter wieder, die Verhaltenheit in den verschränkten Armen, das Gesicht auf ein fernes Licht gerichtet, das von außen in die Zeichnung hineinzuleuchten schien. Gerade und unbeugsam in der Haltung. Meine Mutter trug, obschon Bäuerin, kein Kopftuch, außer im Stall. Sie war stolz auf ihr Haar, das sie in gewundenen Zöpfen aufgesteckt trug. Ich erinnere mich, wie sie am Samstag Abend, nachdem sie in Küche, Stube, Schlafzimmer und auf dem Balkon auf den Knien herumgerutscht war, um die Holzböden zu scheuern, in der Küche die Zöpfe löste, das Gesicht rot erhitzt,

und das Haar mit dem im Herdbecken verbliebenen heißen Wasser wusch, das sie zuvor im Zuber mit kaltem gemischt hatte. Ich saß auf der Ofenbank in der Stube und beobachtete durch die Tür, die einen Spalt offen geblieben war, wie sie das Haar dann auswang wie zuvor den Wischlappen und es wieder zu Zöpfen flocht. In dem Augenblick dazwischen sah ich es offen, lang, regelmäßig gewellt. Anschließend wurde der Türspalt zugezogen, Mutter wusch sich. Die Erinnerung an diese seltenen Momente unbeobachteter Innigkeit mit ihr bewahre ich seit Jahrzehnten in mir auf. Kostbarkeiten, über die ich wache wie als Kind über den ersten fertig gebackenen Kirchtagskrapfen, den mir Mutter aus dem sprudelnden Fett heraus auf den Teller legte und den ich für eine Weile ausschließlich bäugen konnte, um mir nicht mit dem Biss in die heiße Fülle den Mund zu verbrennen.

Wir sprachen nicht viel miteinander, es herrschte eine Art stummes Einverständnis zwischen mir, ihrem einzigen Sohn, und ihr. Sie galt als eigenwillige Frau in der Gemeinde, eine, der man nicht lange mit großen Worten kommen musste. Sie entschied, wie sie es für richtig empfand, ohne viel darauf zu geben, wie die anderen ihre Unnachgiebigkeit sehen würden. Schon oft hatte man über sie den Kopf geschüttelt, so etwa, als sie sich entschloss, den Hof nach dem Tod ihres Mannes, meines Vaters, alleine weiterzuführen, keinen Knecht anzustellen, da die fi-

nanziellen Verhältnisse dies nicht zuließen. Der Hof war klein, ein paar Hektar Wiesen um das Haus herum, ein Stall mit drei Kühen, vier Schweinen und einem guten Dutzend Hennen. Und doch, für eine Person allein viel Arbeit. Auch ich hatte schon als Kind Aufgaben und Verantwortung zu übernehmen, für das Federvieh, die Fütterung der Schweine, das Wässern des Gartens. Im Dorf ließ man sie, hielt man sie auch für stur und eigenwillig, nicht hängen, sei es beim Heueinbringen, beim Schlachten oder mit den Bienenstöcken. Sie galt schließlich als „ehrenwerte“ Frau in der Gemeinschaft. Schenken ließ sie sich nichts, keine Leistung blieb ohne Gegenleistung, im Rahmen ihrer Möglichkeiten.

Als der Lehrer in die kleine Einlegerwohnung des Hofes zog, begann das Gleichgewicht zwischen der Mutter und der Gemeinschaft zu bröckeln, langsam erst, dann heftig und unterschwellig bösartig. Sie hatte nichts dafür und nichts dagegen unternommen, dass Herr Armando bei uns einziehen würde, es war ohne ihr Zutun, doch auch ohne ihre Gegenwehr geschehen, irgendwo anders entschieden worden. Eines Tages stand der Podestá vor der Tür; er war berüchtigt dafür, Situationen, die für andere unangenehm waren, genüsslich auszukosten. Neben ihm der feingliedrige kleine Mann, weiche Gesichtszüge, wache, helle Augen, buschige Augenbrauen, gewelltes dunkles Haar, das er nach hinten gekämmt trug.

Es regnete, der Herbst begann ins Land zu ziehen.  
Herr Armando blieb und unterrichtete die Dorf-  
kinder.